

Liebe Hörerinnen und Hörer! : (useme Vortrag)

Autor(en): **Zulliger, Hans**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schwyzerlüt : Zyttschrift für üsi schwyzerische Mundarte**

Band (Jahr): **26 (1964)**

Heft 2

PDF erstellt am: **08.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-190746>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

(Useme Vortrag)

Liebe Hörerinnen und Hörer!

Meine allererste Publikation kam, ich musste mich sehr irren, im Jahre 1912 in den «Berner Seminarbättern» heraus. Deren Schriftleiter, dem Seminarleiter Dr. Schneider und dem Methodiklehrer Röthlisberger war bekannt, dass ich einen Bericht über unsere Seminarreise nach München vom Jahre 1911 geschrieben, und dass mein Seminarkamerad Fred Stauffer sie mit Federzeichnungen versehen hatte. Schneider druckte einen kleinen illustrierten Ausschnitt aus unserem Reisebuch ab.

Ich hatte wohl sehr Freude an der Veröffentlichung, aber ich bildete mir nichts darauf ein. Mich plagten ganz andere Sorgen. In Ittigen versah ich die Stelle eines Lehrers. Sprach ich in der Schule mein Seeländer Berndeutsch, dann erweckte es bei den Kindern Heiterkeit, weil es anders tönt als das mittelländische. Ich nahm mir vor, dieses zu erlernen, um vor meinen Schülern nicht komisch zu wirken. Also ging ich den Kollegen und den Landleuten im Bantigergebiet nach, veranlasste sie zum Plaudern und merkte mir ihre Ausdrucksweisen – wenn ich von meinen Gängen heimkam, setzte ich mich hin und schrieb auf, was ich gehört hatte. Das Gespräch drehte sich um Sagen und Gespenstergeschichten, die damals noch umliefen. Sass ich an einem Bauertisch, erzählte ich eine davon. Sie bewirkte, dass mir andere berichtet wurden. So entstand allmählich eine ganze Sammlung. Und nach und nach bekam ich den Eindruck, die Mundart, wie man sie in unserer Gegend spricht, zu beherrschen, sie bereitete mir keine Hindernisse mehr.

Ich fasste den Plan, weiterzustudieren. Von Ittigen aus konnte ich die Berner Universität leicht errei-

chen. Zunächst meldete ich mich als Auskultant, belegte Vorlesungen über Sprache, Geschichte, Pädagogik und Psychologie. Aber da brach der Erste Weltkrieg aus, ich musste als Soldat an die Juragrenze. Man zog mich als Unteroffiziersschüler aus, und ich kam ins sogenannte «Lehrbataillon» der 3. Division nach Delsberg. Kurz vor Weihnachten 1914 schrieb mir eine Kollegin, die in Bütschel amtierte, ich möchte bei Anlass meiner kurzen Urlaube die Berner Buchhandlungen aufsuchen und nach guten Weihnachtsversen Umschau halten. Ausser denen von Sophie Hämmerli-Marti fand ich nichts und kehrte unverrichteter Dinge in meine «Bude» in Ittigen zurück. In der darauffolgenden Nacht fielen mir Verse ein, einer hinter dem anderen, so etwa:

De Wingeli

En Ängel het ir heilige Nacht
Der Heiland der Maria bracht.

Die seit: «Mir sy so grüsli arm,
Es fählt is alls! Dass Gott erbarm!

I ha däm liebe Chingeli
Ja nid emal es Wingeli!»

Vor Dili obe hei sech da
Drü Spinneli z'dürabe gla.

Die chlätteren über ds Chrüpfli y
U spinne tusig Fäde dry.

Si chnüpfen, es geit gar nid lang,
Die Trömli alli anenang

U zieh se här u zieh se hi,
Es isch wie luter Syde gsy!

Si wäben eso liecht u fyn
As wär's vo Luft u Sunneschyn.

U wo die Tierli fertig sy,
Leit d'Mueter ihres Buebeli dry.

Das lyt so weich u warm da drinn,
Wie i der schönschte Wieglen inn!
Es luegt, wo d'Spinneli ufe gah,
Se lieb mit grossen Augen a,
U wo sie wider dobe sy,
Schlaft ds Heilandchingeli sälig y!

Am Morgen schrieb ich die Gedichtlein, ein halbes Dutzend an der Zahl, sauber ins Reine und sandte sie der Kollegin.

Wir wurden später ein Paar, bekamen Kinder, und da ergab es sich ganz von selbst, dass mir neue Gedichtlein ähnlicher Art einfielen. Meine Frau hatte ihre Stelle in den Vorbergen aufgegeben, um unsere Kinderchen zu betreuen. Ich musste sehen, wie wir uns bei meinem geringen Lehrerlohn durchschlugen. Besonders wäre uns ein Zustupf auf die Festtage willkommen gewesen. Darum sammelte ich meine Verse, und mit ihnen reisten wir zu Simon Gfeller. Er empfahl, sie noch Otto von Greyerz zu zeigen und dann den Verleger Francke zu fragen, ob er ein Büchlein daraus machen wolle. Es kam auf Weihnachten 1917 heraus. Brachte uns den königlichen Betrag von zweihundert Franken ein.

Nun hatte ich «Blut geleckt» und erinnerte mich daran, dass ich noch eine Schublade voller Gespenstergeschichten besass und brachte drei davon Otto von Greyerz zur Kritik. Er wollte alle sehen, liess sie von seinem Freund Rudolf Münger bebildern, und Francke gab sie heraus. Vorher jedoch schon waren zwei andere schmale Bändchen im Druck erschienen, die wissenschaftliche Gebiete behandelten. Im Schuldienst war ich auf Kinder gestossen, die sich abwegig entwickelt hatten. Da gab es Stotterer, Bettnässer, Zerstreute, Aengstliche, Prahler, Diebe, Zerstörungssüchtige usw. Ich hatte schon während meiner Seminarzeit vom Bestehen einer

Tiefenpsychologie erfahren, und die Werke von Freud, Adler, Jung und besonders von Oskar Pfister waren mir nicht unbekannt geblieben. Was Pfister mit seinen Unterweisungsschülern tat, schien mir, dürfte vielleicht schon bei viel jüngeren Kindern möglich sein. Behutsam und ohne jemand etwas von meinen Unternehmungen mitzuteilen, versuchte ich, den oben angegebenen Schülern mit «Päd-Analyse» aus ihren Störungen zu helfen. Darüber hatte ich mir Notizen gemacht. Nun verlangte mich nach Kritik. Ich stellte ein paar Heilungsgeschichten zusammen und reichte sie als Buchmanuskript einem Berner Verleger ein. Er sagte, er verstehe nichts davon und sandte das Manuskript den Fachleuten in Zürich und Genf. Sie waren begeistert und luden mich ein, an den Sitzungen der Schweiz. Gesellschaft für Psychoanalyse vorzutragen. In der Reihe «Schriften zur Seelenkunde und Erziehungskunst» kamen dann zwei von mir verfasste Bändchen heraus. Im Kreise der Psychoanalytiker in Zürich befand sich Hermann Rorschach, Sohn eines Schaffhauser Zeichenlehrers und Erfinder seines heute weltberühmten Tests. Oft ging ich mit ihm spazieren, und wir unterhielten uns darüber. Rorschachs Werk interessierte mich brennend, auch nachdem sein Schöpfer, – allzufrüh – gestorben war, und ebenso sein Assistenzarzt Behn-Eschenburg. Im Jahre 1934 lud man mich ein, dem Schweizerischen Schriftstellerverein beizutreten – und erst jetzt merkte ich, dass ich ein Schriftsteller sei.

Sie sehen, liebe Hörerinnen und Hörer, dass es nicht Ehrgeiz war, was mich führte, sondern Nöte und Verpflichtungsgefühl. Ich glaube, dies sagen zu dürfen.